

Nr. 116. Bydgoszcz/Bromberg, 22. Mai 1938

Im Kino fing es an..

Roman von Hugo M. Kritz.

(21. Fortsetzung.)

Abermals fragte er: „Wer sind Sie?"

Sie erschien ihm lockend. Sie erschien ihm aber auch gefährlich, sie zog ihn an und verwirrte ihn auch wieder durch ihre Ironie. Er konnte sich keinen Augenblick darüber klar werden, woran er war. Geheimnis umgab diese merkwürdige Frau.

„Es ist belanglos, wer ich bin", sagte sie nachlässig. „Wenn ich Ihnen sage, daß ich Lucille Howard heiße, Amerikanerin bin und mich hier nur ganz beiläufig auf der Durchreise befinde, so ist das ebenso wahr, wie es auch ohne Bedeutung ist. Reden wir vom Kern der Dinge. Reden wir von Geld."

„Was hat Ihnen Leonhard versprochen für die Beschaffung dieses „Papierwisches", wie Sie sich ausdrücken?" Er deutete mit dem Revolverlauf auf seine Brusttasche.

„Das geht Sie nichts an", erwiderte sie. „Sagen Sie mir lieber, was Sie mir bieten, wenn ich die ganze Sache vertusche und Sie bis an Ihr Lebensende im Besitz Ihrer schwerverdienten" — sie lächelte ein wenig spöttisch — „Pfründe bleiben?"

Er zuckte die Achseln.

„Ich denke, das hängt von Leonhard ab und nicht von Ihnen."

„Wer sagt Ihnen das? Leonhard kümmert sich um nichts. Kennen Sie ihn denn nicht? Er ist kein Draufgänger. Er hat zurzeit eine große Liebe, die ihn offenbar mehr interessiert. Es gibt solche Menschen, die sich nichts aus Geld machen. Wirklich. Sie und ich können das nicht verstehen."

Kilian überhörte ihren Spott. „Und wenn es auch so wäre, wie Sie sagen, das ist immer noch keine Garantie. Es kann ihm doch jederzeit einfallen, die Sache wieder aufzugreifen. Was dann?"

„Lassen Sie das meine Sorge sein. Ich nehme es auf mich, Ihnen von Leonhard eine bindende Erklärung zu verschaffen, daß er jetzt und für alle Zeiten keine Ansprüche an Vinzenz von Schippenheil zu stellen hat. Ist dies dann ausreichend als Garantie?"

Kilian war voller Mißtrauen.

„Wie wollen Sie das bewerkstelligen?"

„Sie dürfen nicht vergessen, daß ich überhaupt der Urheber des ganzen Unternehmens bin. Ich habe zufällig mitangehört, wie Frau Stojowska zu ihm kam und ihm von den Millionen erzählte. Glauben Sie mir, er hat sie richtig ausgelacht und sie ist böse davongegangen. Erst ich, mein werter Herr, ich habe es aufgegriffen. Nicht Leonhard ist Ihr Gegner, sondern ich bin es. Leonhard glaubt nicht an Millionen, das ist sein Fehler. Darum wird Leonhard niemals etwas ohne mich unternehmen. Aber auch Sie, Verehrtester, können keine glückliche Stunde mehr ohne mich verleben, weil ich Sie jederzeit in der Hand habe. Sind Sie Sich eigentlich darüber klar?" Lucille lachte behaglich. „Aber es liegt an Ihnen, mit mir zu einer Einigung zu kommen."

Kilian blickte zu Boden und dachte nach. Sie bluffte reichlich, das wußte er genau. Aber die Möglichkeit, sie auf seine Seite zu bekommen, verlockte gewaltig, denn daß sie es war, die Leonhard gegen ihn aufstachelte, stand außer Zweifel.

„Wie soll ich zu Ihnen Vertrauen haben", sagte er. „Das müssen Sie einsehen."

Lucille lachte hell auf.

„Geschäfte dieser Art pflegt man auch gar nicht auf der Basis gegenseitigen Vertrauens abzuschließen. Man macht sie mit dem Revolver in der Hand."

Sie streckte ihren Fuß ein wenig vor und berührte mit der Spitze ihres Schuhs den Revolverlauf in seiner Hand.

Kilian blickte auf ihr Knie und lächelte.

„Er ist nicht geladen", sagte er, und zog das leere Magazin hervor.

Lucille war wütend.

„Was für alberne Scherze!" sagte sie und warf ihm einen flammenden Blick zu. „Sie sollten sich schämen, als Mann mit einem Revolver ein schwaches Mädchen einzuschüchtern!"

„Ich wollte Ihnen nicht wehetun", antwortete er, während sein Lächeln sich vertiefte und seine Augen sie mit einem merkwürdigen Ausdruck anstarrten. „Sie sollten es freiwillig herausgeben. Das war immerhin einfacher, Sie armes schwaches Mädchen."

Lucille schob die Unterlippe vor, tat so, als überlege sie, zog sich in dem Klubsessel hoch und blickte nach der Tür.

„Ich sehe", sagte sie, „daß es keinen Sinn hat, mit Ihnen zu verhandeln. Es ist schließlich auch ertragreicher mit Ihnen nicht zu verhandeln."

Sie wollte sich erheben, aber er hielt sie zurück.

„Einen Augenblick noch", sagte er. „Was verlangen Sie?"

„Hunderttausend Mark", sagte sie, ohne zu zögern.

Er warf den Kopf zurück. „Wahnsinn."

„So?" sagte sie spöttisch. „Bei einem Objekt von zwei Millionen?"

„Ist doch Unsinn. Ich habe doch keine zwei Millionen. Woher sollte ich hunderttausend Mark beschaffen?"

„Das will ich Ihnen gern sagen", versetzte Lucille und sah ihm ganz nah ins Gesicht. „Beschaffen Sie sich die hunderttausend Mark dort, wo sich auch die zwei Millionen befinden."

„Nein", sagte er schroff. „Vinzenz zahlt keinen Pfennig."

„Ach nein!" höhnte sie. „Immerhin zahlt er dreißigtausend Mark jährlich, und das schon seit drei Jahren. Und wofür? Für eben das gleiche, für das er auch die hunderttausend Mark zahlen kann."

Sie wußte anscheinend alles. Sie wußte, daß Vinzenz von Schippenheil sein Bruder war und daß er dreißigtausend Mark jährlich von ihm bekam. Es war unheimlich. Er fühlte deutlich, daß er jetzt oder nie die Möglichkeit hatte zu entscheidenden Entschlüssen. Er mußte um

jeden Preis mit diesem gefährlichen kleinen Geschöpf zu einer Einigung kommen, nicht nur, damit diese unaufhörliche Bedrohung endlich aus der Welt geschafft wurde, sondern auch aus einem anderen Grund.

Er sagte:

„Wir müssen in Ruhe alles besprechen. Schicken Sie diesen blöden Amerikaner nach Hause. Wenn die Leute weg sind, wollen wir Punkt für Punkt vornehmen."

Lucille hob die Augenbrauen ein wenig und warf ihm einen schrägen Blick zu.

War er eigentlich nett? Er war ein Schuft, aber er sah wie ein Gentleman aus. Ja, eigentlich sah er recht gut aus, mit den angegrauten Schläfen und dem gepflegten, etwas verlebten Gesicht. Lucille fand es immer erregend, wenn Männer sie so ansahen, wie er sie jetzt ansah, mit so einem hungrigen Ausdruck in den Augen, obwohl sie natürlich niemals den Kopf verlor, sie tat ja immer nur haargenau das, was ihr zweckmäßig erschien. Und es erschien ihr zweckmäßig, in den Besitz eines gewissen Dokuments zu gelangen.

Sie rieb die seidigen Beine ein wenig aneinander, was ein leises, knirschendes Geräusch machte. Kilian saß regungslos, er fühlte, wie die Begierde in ihm wuchs.

„Nein", sagte Lucille, „ich lasse mich von Ihnen nicht einfangen. Ich habe Ihnen gesagt, was ich von Ihnen verlange."

Ihre Stimme drang wie durch einen Nebel zu ihm. Er riß sich zusammen, ein zerquälter Ausdruck kam in sein Gesicht.

„Es ist wirklich nicht diskutabel, glauben Sie mir. Aber selbst wenn! Sie stecken hunderttausend Mark ein und gehen nachher zu Leonhard und verlangen von ihm auch noch mal hunderttausend Mark und wir sind die Betrogenen."

Lucille lachte.

„Nicht übel."

„Es kann doch eine Falle sein", fuhr er fort. „Sind Sie denn wirklich bereit, Leonhard zu verraten?"

Sie wandte ihm ihr Gesicht zu.

„Was heißt denn verraten", sagte sie vorwurfsvoll. „Ich habe Ihnen gesagt, ich mache Geschäfte."

Unvermittelt fragte er: „Sie wissen, wo die Stojowska steckt?"

Sie sah ihn herausfordernd an.

„Natürlich."

„Sagen Sie es mir!"

„Fällt mir nicht ein."

„Ich muß es wissen!"

„Warum? Haben Sie sich nun doch entschlossen, sie zu heiraten?"

Er hatte ein leichtes Schwindelgefühl. „Mein Gott", sagte er ziemlich fassungslos, „was wissen Sie noch?"

„O, manches. Zum Beispiel, daß Frau Stojowska überhaupt nicht mehr an Sie denkt. Es ist traurig, aber sie hat Sie einfach vergessen. Übrigens" — Lucille neigte sich vertraulich vor, — „kann ich Ihnen verraten, daß sie einen reizenden Mann kennegelernt hat, einen Chirurgen aus Düsseldorf. Denken Sie, er hat sie noch kein einziges Mal zu Boden geschlagen. Ist doch reizend von so einem Chirurgen, nicht?"

Kilian sprang auf und wollte ihr nahekommen, aber sie hielt ihn mit dem Fuß auf Abstand.

„Nicht doch", sagte sie gelassen, „bleiben Sie artig. Ich kann Ihren Kummer verstehen. Sie lieben Frau Stojowska sehr. Aber Liebe ist immer nur einseitig."

Ihr Spott berührte ihn nicht. Er war sehr blaß und erregt.

„Ich muß jetzt hinauf", sagte er mit einem fahrigen Blick zur Tür, „ich werde Ihrem Freund sagen, daß Sie schon fortgegangen sind, und werde die Leute wegschicken. Ich muß mit Ihnen in Ruhe alles besprechen."

Lucille sah ihn spöttisch an. „Meinetwegen — aber machen Sie sich keine abwegigen Hoffnungen."

Er ging ohne Antwort aus dem Zimmer.

Lucille zündete sich eine Zigarette an und begann mit nachdenklich gesenktem Haupt im Zimmer auf und nieder zu gehen. Es war alles gar nicht einfach.

Daß dieser elende Kilian nicht drei Minuten später auf die Idee kommen konnte, seinen verfluchten Radiokasten anzustellen! Dann wäre sie längst über alle Berge gewesen!

Sie streute immerzu Asche auf den Teppich und versank in ein immer tieferes Grübeln.

So ein verdammter Papierwisch! dachte sie. Daran sollte alles scheitern? Aber Kilian war ja dumm. Er war kein respektabler Gegner. Wie er sie nur immer ansah.

Ich muß, muß, muß! dachte sie.

Es kam dabei ein ganz eigenartiges Lächeln um ihre Lippen, ein fast grausames, kaltes Lächeln.

Sie zog ihre Kostümjacke aus und warf sie auf einen Stuhl. Dann straffte sie die Bluse, griff nach dem Handtöschchen und begann, ihr Gesicht zurechtzumachen.

Sie fühlte in jedem Nerv das Abenteuerliche dieser Nacht, es schlug wie eine heiße Welle um sie und trug sie empor in die Höhen des wilden, gefährlichen Lebens.

Als Kilians Gäste gegangen waren und er die Bibliothek betrat, stand sie inmitten des großen Zimmers, zart und schmal wie ein Strich.

Sie lächelte . . .

Neuntes Kapitel.

Oberthür war für eine sofortige Verlobung, Molly hingegen für einen sofortigen Pelzmantel. Es standen sich zwei prinzipielle Ansichten gegenüber.

Nicht etwa, daß Molly es wirklich ernst meinte, dazu kannte sie Oberthür noch viel zu flüchtig. Sie wußte zwar, daß eine gewaltige Liebe bei ihm ausgebrochen war, aber sie dachte im allgemeinen recht skeptisch über solche Dinge. Sie war so ein knuspriger kleiner Pummel mit hochblond gefärbtem Haar, einer bemerkenswerten Stupsnase und recht gutmütigen Augen, und es war nicht allein Franz Oberthür, der den durchaus ungeistigen Reizen dieses nicht allzu spröden Mädchens erlegen war. Molly hatte niemals Grund zu der Klage gehabt, daß Männer sie nicht beachteten. Sie hatte alles mögliche probiert. Sie hatte Erfahrungen, die sie nicht unverwertet aufspeicherte, sondern aus denen sie Grundsätze destillierte. Einer dieser Grundsätze lautete: Halte dich an die mittleren Beamten. Nicht nur wegen der Pension. Es war ihr Ideal, ein kleines, geordnetes und sorgenfreies Leben zu führen mit einem Mann, der in jeder Beziehung sicher verankert war, ohne aber ihr überlegen zu sein. Alles andere war — wie sie sagte —: Käse. Auch Oberthür war letzten Endes Käse. Er liebte sie zwar rührend und mit großem Eifer, aber sie war sich darüber klar, daß es doch überwiegend die äußeren Dinge waren, die ihn anzogen. Für ihre Seele schien er wenig Interesse zu haben. Er war nichts und besaß nichts. Überhaupt hatte Molly keine gute Meinung von Musikern. Ein Cellist aus dem Café Vaterland hatte sie einmal enttäuscht und seither war sie zurückhaltend. Einen Musiker zu heiraten, war überhaupt ausgeschlossen. Nicht nur wegen der Pension. Musiker waren unzuverlässige Menschen, und das war ihre tiefste Überzeugung. Sie hatte sie aus ihren Erfahrungen mit dem Cellisten gewonnen, und für Ausnahmen war kein zwingender Grund vorhanden.

So kam es, daß sie den ehrenden Antrag, sich mit Oberthür zu verloben, ablehnte. Sie tat das mit den Worten: „Mach doch keen Quatsch."

Daraufhin kam sie sofort auf den Pelzmantel zu sprechen. Eigentlich tat sie es nur, weil seit einiger Zeit ein ganz bestimmter Pelzmantel ihre nächtlichen Wunschträume freundlich erhellte. Er stand in einem Schaufenster in der Kleiststraße und kostete nur 360 Mark, er war ein sogenannter Gelegenheitskauf.

Oberthür war zunächst enttäuscht, nicht wegen des Pelzmantels, sondern weil sie sich nicht mit ihm verloben wollte.

„Du liebst mich nicht", sagte er finster.

„Doch, mein Dicker", versetzte sie, während sie sich im Spiegel prüfend betrachtete, „ich liebe dich wahnsinnig. Aber man kann nicht jeden gleich heiraten, den man liebt."

„Ich werde noch sehr berühmt", sagte er drohend, „du wirst es einmal schrecklich bedauern."

„Nee", erwiderte sie mit großer Ruhe, „ich will gar keinen berühmten Mann. Ich will einen Mann, der Geschirr abtrocknet, den Mülleimer runterträgt und Salat anpflanzen kann."

Er lächelte geringschätzig.

„Ich, der große Franz Oberthür?"

„Siehste", sagte sie befriedigt, „hab ich's doch gewußt."

(Fortsetzung folgt.)

Nächtliche Fähre.

Erzählung von Maré Stahl.

Die Reisenden, die über den Fluß wollten, tasteten sich in der dunklen Sommernacht durch die Straßen des kleinen Dorfes, die lichtlos und wie erstorben unter dem mondlosen Himmel schliefen. Weißblühende Bäume flankierten den Weg und gaben einigermaßen Richtung, vom Fluß war nichts zu sehen, aber man konnte ihn hören. Er donnerte mit dem Schwall seiner majestätischen Wassermassen an den bergigen Ufern vorbei, ein ständiges Zischen war in der Luft, wie von kochendem Wasser und ein dumpfes Grollen, das sich wie ein fernes Erdbeben anhörte. Endlich wichen die Häuser, eine weite Fläche tat sich vor den Leuten auf, von leichtem Bodennebel übersponnen, so daß man bis zu den Hüften in gespenstischen Schleiern ging.

Hennig spähte durch die Nacht, um den Fluß zu sehen. Man spürte den feinen Wasserstaub, der die Luft erfüllte, und den kühlen Windzug, der mit den Wellen daherstrich. Das Grollen des Flusses erklang jetzt stärker, man mußte sehr laut sprechen, um sich verständlich zu machen.

„Der Fährmann wird drüben am andern Ufer sein", sagte das Mädchen, das ebenfalls mit dem Zuge gekommen war und auch nach drüben wollte.

Jemand fing laut an zu schimpfen über den schlechten Weg und die Dunkelheit. „Das ist eine ganz unerhörte Frechheit, uns hier herumirren zu lassen", sagte der Herr.

„Es ist eine Unhöflichkeit gegen die Fremden", rief eine Dame, „wie soll man denn ahnen, wo der Fluß und die Fähre sind, und doch steht im Fahrplan: Fähranschluß nach Weißenstein. Wo liegt denn dieses Weißenstein überhaupt?"

„Dort", antwortete Hennig und wunderte sich, daß man überhaupt fragte, denn das Felsennest erhob sich drüben mit vielen Lichtern, die wie auf Samt gestickt schienen, am anderen Ufer.

Jetzt war man auf einem steinernen Damm, der den Fluß einfaßte. Die schwarze Fähre schwamm auf dem grauen Wasser wie ein riesiges Fabeltier, die Wellen gluckften an ihren Wänden und sprangen ab und zu bis an ihrem Rand empor. Vom Fährmann war nichts zu sehen.

Hennig legte die Hände an den Mund und rief: „Hol—ü—ber!" Es klang geisterhaft in der feierlichen Landschaft, in der nur der Fluß seine gewaltige Melodie sang. Er wiederholte den Ruf ein paarmal. Ein Licht blitzte drüben am Ufer auf wie ein Signal.

„Er kommt!" sagte das Mädchen.

„Nein — wirklich", höhnte die Dame, „er kommt tatsächlich, — zu freundlich von ihm!"

Der Herr schnob nur wortlos und empört durch die Nase.

Das Licht am anderen Ufer veränderte seinen Platz, es kam in zitternden Kreisen näher, es schob sich über den Fluß ihnen entgegen. Lautlos und körperlos, wie eine Erscheinung, nahm es den Weg auf die Gruppe zu.

„Wir müssen auf den Steg gehen", riet das Mädchen, „er kommt mit dem kleinen Boot!"

„Fahren wir denn nicht mit der großen Fähre?" rief die Dame angstvoll.

„Abends fährt nur das Boot", antwortete das Mädchen.

„Dann fahren wir nicht", zeterte der Herr, „über diesen reißenden Strom, mitten in der Nacht, ich bin doch nicht wahnsinnig!"

Selbst Hennig zögerte, als er den schwanken Bootssteg sah, der wesenlos in die Flut hinausführte. Aber das Mädchen war schon auf den Planken und schritt leicht über die schwarzen Bretter. Hennig hielt sich an dem Seil, das die eine Seite des Stegs als Geländer begrenzte. Die Bretter bogen sich etwas unter seinem Fuß, und die dicht darunter fortschäumenden Wellen verursachten ihm ein leichtes Schwindelgefühl.

Der Fluß leuchtete so stark mit dem Glanz seiner Wassermassen, daß man jetzt undeutlich die Umrisse der Ufer erkennen konnte. In der Mitte des Stromes trieb ein kleines, schwarzes Boot wie ein Kork und bewegte sich mit tanzenden Stößen auf den Steg zu.

Der kleine Steg zitterte mit allen Gliedern unter der Wucht des Flusses. In den Fußspitzen fühlte man das Beben, als sei eine ungeheure Elektrisiermaschine da unten am Werk. Gischt und Wasserschaum spritzten in kleinen Kaskaden um die Pfähle hoch und überschütteten die beiden, die jetzt am äußersten Ende des Stegs angelangt waren.

Das Ufer hinter ihnen war wie versunken. Rund um sie war nichts als wirbelnde, ziehende und quirlende Wasser, die wie ein fanatisches Heer in einem begeisterten Paroxismus einem fernen Ziel zustürzten.

Am Ufer hörte man den Herrn und die Dame wie aus weiter Ferne jammern. Es wirkte so komisch in dieser seltsamen, entrückten Welt, in der sich die beiden befanden, daß sie lächeln mußten. Ihre Gesichter waren jetzt ganz dicht nebeneinander, das des Mädchens leuchtete wie ein blasser Opal in dem grauen Licht. Hennig blickte sie an, wie sie dort stand, wie eine Wasserfrau, die eben ihrem Element entstiegen ist. Eine ungeheure Woge von Empfindungen überkam sein Herz. Die Mächtigkeit der Fluten, die geheimnisvolle Nacht, die Entrücktheit, mit der sie beide hier über den Wassern schwebten, berauschte ihn.

Er umfing mit einem Arm ihre beiden Schultern und hielt sie fest, wie in der Furcht, daß sie sich in Wasser oder Nebel auflösen könnte wie ein Trugbild. Das Mädchen sagte kein Wort. Er fühlte ihre kühle Haut, die leicht vom Wasser übersprüht war, und ihr Haar wehte ihm feucht wie Schaumflocken an die Wange.

Plötzlich tauchte das Boot aus der milchigen Wirrnis der Wellen dicht vor ihnen auf. Der Fährmann trug eine lange Stange in der Hand, die er lautlos dann und wann in den Fluß stieß. Wie ein Charon, der Geister und Schatten fährt, legte er am Steg an, nur ein ganz kleiner Stoß erschütterte die Planken, dann stand das Boot still. Das kleine Licht am Heck warf einen bleichen, flimmernden Schein auf das schnell ziehende Wasser.

Hennig und das Mädchen schickten sich an, in das Boot hinab zu steigen. Dann fiel ihnen ein, daß noch der Herr und die Dame am Ufer warteten. Er legte die Hand an den Mund und rief eine Frage zum Ufer hin. Niemand antwortete. Er schrie noch ein paarmal, aber nur das Echo der Bergwände erscholl rundum. Die beiden Unzufriedenen waren wohl zum Dorf zurückgekehrt und hatten dort vielleicht ein Gasthaus aufgesucht.

So stiegen sie ins Boot, das sofort zu drehen und kreiseln anfing, aber der schweigsame Fährmann regierte es sicher mit seiner riesigen Stange und trieb es mit großen Stößen der Mitte des Stromes entgegen.

Die zwei saßen am Bug des winzigen Schiffleins, ihre Schultern berührten sich, ihre Gesichter aber sahen aneinander vorbei in das heranstürmende Wasser. Manchmal, in dem bleichen Licht der Schiffslaterne, verlor es den grauen, wesenlosen Glanz und blinkte grün auf, glatt wie Seide, und schwer wie ein Guß aus Glas.

„Jetzt müßte man ewig, ewig so weitertreiben", dachte Hennig, „an Bergen, Städten und Dörfern vorbei, dem Meere zu, das mit seinen Wellen die Küsten Asiens umspült." Aber er sagte es nicht. Er faßte nur die Hand des Mädchens und drückte sie leise. Sie erwiderte den Händedruck, und für einen Augenblick tauchten ihrer beider Augen, die schwarz in den weißen Gesichtern saßen, tief ineinander.

Plötzlich kam etwas hochaufgetürmt und erleuchtet wie eine schwimmende Stadt um die Felsenecke gebogen, es war der riesige Dampfer, der zum Meer herunterfuhr. Der Schiffer stieß hastig seine Stange tief in den Fluß. Mit gewaltiger Kraft bohrte er sich in sein kiesiges Bett und hielt das Boot dort fest, das sich zitternd sträubte und flatterte, wie ein Insekt, das von der fesselnden Nadel fortstrebt.

Mit der Schnelligkeit einer Lokomotive rauschte der Dampfer unter dem mächtigen Schlagen seiner Räder heran. Es sah aus, als ob sie direkt in den Grund gebohrt werden sollten. Man sah Leute an der Reling stehen, die sich schwarz vom erleuchteten Deck abhoben, ein Schwall von Musik und Lärm kam herübergeweht, mit hundert erleuchteten Bullaugen, mit der Fracht seiner exotischen

Reisenden, mit Stewards, Kammerfrauen, Köchen, mit der ganzen Schiffsbesatzung schoß es wie ein Gespensterschiff auf sie zu.

Die drei im Boot hielten den Atem an. Der Fährmann hielt mit beiden Fäusten die Stange fest umklammert, das Boot schaukelte in den starken Bugwellen des Dampfers auf und ab, ein paarmal kam Wasser über den Rand.

„Ruhig! Ruhig!" rief der Fährmann, es war nicht heraus zu hören, ob er es den beiden, dem Strom oder dem Boot zurief.

Hennig hatte wieder den Arm um das Mädchen gelegt. Er sah sie an, sie lächelte, sie hatte keine Spur von Angst oder kein Bewußtsein der Gefahr, in der sie schwebte.

In zehn Metern Abstand schoß der Dampfer vorbei.

Das Boot hatte sich beruhigt. Für einen Moment richtete sich der grelle Scheinwerfer des Schiffes auf das kleine, winzige Boot, das er fast wie ein Insekt mit in seinen Strudel gezogen hätte. Die Gruppe der drei war überhell erleuchtet wie zu einer Filmaufnahme.

Der Fährmann hatte schon längst die Stange wieder zur Hand genommen und das kleine Fahrzeug zum Ufer gesteuert. Die Felsenmauer des Städtchens starrte ihnen schwarz entgegen, nur in der Öffnung eines Wehrganges, der ihnen rund wie ein aufgesperrter Rachen entgegensah, schaukelte eine Laterne.

Hennig legte ein Geldstück in die Hand des Fährmanns und half dem Mädchen beim Aussteigen. Ihre Füße gingen schwer und unsicher auf dem holprigen Pflaster des mittelalterlichen Kais.

Er hätte gern gefragt, ob sie hier wohne oder ob sie sich morgen wiedersehen würden. Aber er fand, daß jedes Wort stören müsse. Er beschloß also, den nächsten Tag abzuwarten, sich ihm hoffnungsvoll anzuvertrauen, so wie er sich dem Strom, der Nacht und dem Fährmann anvertraut hatte.

Das Mädchen entschwand im Dunkel des Wehrgangs, der hinauf zur Stadt führte.

Hennig blieb noch ein Weilchen am Wasser stehen. Er empfand eine ungeheure Stille um sich, obwohl der Fluß noch nicht einen einzigen Augenblick mit seinem dröhnenden Lied aufgehört hatte, aber sein Ohr war es schon gewöhnt.

Das andere Ufer war nicht mehr zu sehen. Nur ein Ruf kam von drüben her: „Hol—ü—ber!" Und er sah das kleine Schiff unter der Führung des nächtlichen Charon wieder vom Ufer stoßen und still in der Nacht verschwinden.



Lustige Ecke





„Wie kann es Ihnen nur einfallen, die Hand vor der Kanonenmündung zu halten, wenn geschossen wird?!"

Um Mitternacht

von Friedrich Rückert.

Um Mitternacht
Hab' ich gewacht
Und aufgeblickt zum Himmel;
Kein Stern vom Sterngewimmel
Hat mir gelacht
Um Mitternacht.

Um Mitternacht
Hab' ich gedacht
Hinaus in dunkle Schranken,
Es hat kein Lichtgedanken
Mir Trost gebracht
Um Mitternacht.

Um Mitternacht
Nahm ich in Acht
Die Schläge meines Herzens;
Ein einz'ger Puls des Schmerzes
War angefacht
Um Mitternacht.

Um Mitternacht
Kämpft' ich die Schlacht,
O Menschheit, deiner Leiden;
Nicht konnt' ich sie entscheiden
Mit meiner Macht
Um Mitternacht.

Um Mitternacht
Hab' ich die Macht
In deine Hand gegeben;
Herr über Tod und Leben.
Du hältst Wacht
Um Mitternacht.



Bunte Chronik



Ein Hund gewann das große Los.

Auch in Bulgarien ist der Aberglaube noch nicht ausgestorben. Das zeigt ein Fall, der sich kürzlich in einem Dorf im Norden Bulgariens zugetragen hat. Dort kaufte ein Einwohner zwei Lotterielose, ein Los für sich und eins für seinen Hund. Der Zufall will es, daß die Nummer des Hundes das große Los gewinnt. Großer Jubel. Aber nun zeigt sich die Gewissenhaftigkeit des Lotteriespielers. Wie dem Hunde mitteilen, daß er das Los gewonnen hat — das war die Frage. Er versuchte es dem Hund dadurch verständlich zu machen, daß er ihm eine Luxus-Hundehütte kaufte und daß er ihm täglich Gesottenes und Gebratenes, junge Hühner und zartes Rinderfleisch, vorsetzte. — Es ist aber mit Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß der Hundebesitzer nicht beiseite stehen wird, wenn der Hund feiert. Denn schließlich hat er doch das Los für sein Geld gekauft.

*

Eine Kerze leuchtet 20 000 Kilometer.

Die Amerikaner verstehen es, auch für ihre Wissenschaft zu werben. So werden Wunderdinge von dem 200-Zoll-Spiegel-Teleskop berichtet, das demnächst von dem Berg Polomar in den Weltenraum spähen will. Das Kunstwerk der Photozelle, das von Dr. Albert E. Whitford von der Universität Wisconsin geschaffen wurde, entdeckt auch das schwache Licht einer Kerzenflamme in einer Entfernung von zehn Kilometern. Das ist gewiß eine anerkennenswerte Leistung. Sie wird aber schier unfaßbar, wenn das Gerät an das Ende eines 200-Zoll-Reflektors montiert wird. Dann entgeht diesem unheimlichen künstlichen Auge auch die Kerzenflamme nicht, die in einer Entfernung von 20 000 Kilometern flackert. Hoffentlich ist es nun diesem feinfühligen Instrument beschieden, wertvolle Neuigkeiten aus dem Unendlichen zu vermitteln!

Verantwortlicher Schriftleiter: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.